

LUDWIG M. LACHMANN

Drei Essays über Max Webers geistiges Vermächtnis

Mohr Siebeck

Drei Essays
über Max Webers geistiges Vermächtnis

von

LUDWIG M. LACHMANN

Professor für Wirtschaftswissenschaft und Wirtschaftsgeschichte
an der University of the Witwatersrand, Johannesburg



1973

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Der Titel der englischen Originalausgabe lautet:

THE LEGACY OF MAX WEBER

Copyright © by Heinemann Educational Books Limited, London 1970

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Leonhard Walentik, Wien

Ludwig M. Lachmann

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1973

Alle Rechte vorbehalten

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile
daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen. Printed
in Germany

Satz und Druck: Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen

Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

ISBN 3 16 534341 4 (brosch.)

eISBN 978-3-16-162837-5 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

INHALT

Vorwort	V
Einleitung	1
Die verstehende Methode	16
Über Institutionen	45
Über politische Institutionen	83
Bibliographie	126

VORWORT

In jeder Disziplin gibt es verschiedene Möglichkeiten, ihre Geistesgeschichte zu betrachten. Eine mögliche Auffassung geht dahin, daß uns die denkerischen Leistungen der Vergangenheit wie Skulpturen in einem Museum als Gegenstände des Interesses und des Studiums gegeben sind, aber jedenfalls als etwas, das bereits seine endgültige Form angenommen hat. Allerdings wäre wohl eine solche Auffassung dort nur schwer haltbar, wo sich zeigt, daß bestimmte Ideen eines der Geschichte angehörenden Denkers mit anderen seiner Gedanken im Widerspruch stehen, oder wo, wie im Falle Webers, ein beträchtlicher Teil seines Lebenswerkes nur in fragmentarischer Form vorliegt. Aber grundsätzlich ist dies eine mögliche und in sich folgerichtige Auffassung von der Gegenwartsfunktion der Geistesgeschichte. Sie läuft darauf hinaus, daß die gegenwärtigen Aufgaben einer Disziplin und ihre Geistesgeschichte zwei völlig verschiedene Dinge sind. Es ist dies ein Standpunkt, der allen jenen zusagen wird, die gerne schon vor Beginn der wissenschaftlichen Arbeit Gewißheit darüber haben, mit was für Daten sie es zu tun haben.

Man kann jedoch die gegenwärtige Aufgabe der Geistesgeschichte auch anders auffassen. Nach dieser anderen Auffassung liegen die in der Vergangenheit entwickelten Ideen heute noch nicht unbedingt in ihrer endgültigen Form vor. Die Antworten, die bisher gegeben worden sind, sind durchwegs mögliche Antworten auf immer wiederkehrende Fragen, aber es gibt vielleicht auf sie auch andere Antworten. Für die Probleme, welche die Denker vergangener Epochen zu lösen versuchten, gibt es vielleicht andere Lösungen als die von ihnen vorgeschlagenen Lösungen, über die auch wir noch nicht verfügen. Auch ist es möglich, daß sich ein Denker mit einem Komplex von Tatsachen und Problemen befaßt hat, von denen manche durch Fäden verknüpft sind, deren er sich gar nicht bewußt war. Von Zeit

zu Zeit müssen daher zumindest die bedeutenderen Leistungen der Vergangenheit neu durchdacht und überprüft werden.

Es liegt auf der Hand, daß jeder, der diesen Standpunkt bezieht, seinen geistigen Ahnen gegenüber eine kritische Haltung einnehmen muß. So groß auch seine Verehrung für einen Denker der Vergangenheit sein mag, er muß stets dazu bereit sein, den Ausgangs- und den Endpunkt der Gedankengänge des betreffenden Autors, dessen Voraussetzungen und Schlußfolgerungen, die Struktur der von ihm entworfenen Modelle und die Bedeutung des Tatsachenmaterials, von dem er bei seinen Verallgemeinerungen ausging, in Frage zu stellen und zu prüfen.

In diesem Sinne wollen wir uns in dem vorliegenden Buch einige bisher verhältnismäßig vernachlässigt gebliebene Beiträge Webers vergegenwärtigen und sie auf ihre Tragweite prüfen. Im ersten Essay wird der Versuch gemacht, den Idealtypus als Grundbegriff der Theorie des Handelns durch einen anderen Begriff zu ersetzen. Der zweite Essay ist im wesentlichen darum bemüht, einige u. E. in einem Großteil des Weberschen Lebenswerkes implizit enthaltene Probleme der institutionellen Struktur explizit zu machen. Das Thema des dritten Essays erfordert vielleicht eine besondere Erklärung.

Die Thematik der politischen Schriften Webers, die zum Großteil der Kritik an der sozialen und politischen Struktur des wilhelminischen Deutschlands dienen, interessiert uns heute nicht mehr und gehört an sich nicht zur Geistesgeschichte. Etwas anders steht es mit dem begrifflichen Apparat, dessen er sich in diesen Schriften bediente. Selbst wenn er als Politiker schrieb, konnte Weber seine soziologische Denkweise nicht ablegen. Wir haben daher guten Grund, uns für die Begriffe zu interessieren, die er in seinen politischen Schriften verwendete, und dies besonders dort, wo diese Begriffe in irgendeinem Zusammenhang mit einer Theorie der institutionellen Struktur stehen.

Webers Kritik am wilhelminischen Deutschland stützte sich hauptsächlich auf das Postulat, daß die parlamentarische Demokratie die Staatsform sei, deren eine moderne Industriegesellschaft bedürfe. Es ist klar, daß diesem Postulat die Vorstellung zugrunde liegt, daß die institutionellen Strukturen einen einheitlichen Charakter aufzuweisen haben.

Andererseits hob Weber wiederholt die Notwendigkeit tagtäglicher Kompromisse im politischen Leben hervor und betonte, daß sich alle Politik letztlich auf solche Kompromisse gründe. In seinem politischen Modell dagegen scheint kein Platz zu sein für jene dauerhafteren Kompromisse zwischen mächtigen sozialen Gruppen, die, weil sie nicht bloß ephemere sind, die weitere Entwicklung oft lange Zeit hindurch prägen, einer einheitlichen institutionellen Struktur jedoch nicht bedürfen und mit ihr häufig gar nicht zu vereinen wären. Man könnte sagen, daß Weber kein vollkommener „Pluralist“ war. Es will uns jedoch scheinen, daß das wilhelminische Deutschland einige instruktive Beispiele für gerade diesen Typus aufwies. Wenn wir dies richtig sehen, dann lassen sich manche der politischen Urteile, die Weber vor fünfzig Jahren fällte, aus bestimmten Eigenheiten seines begrifflichen Apparats erklären.

Die Geistesgeschichte ist ein kritisches Unternehmen. Jeder in früheren Epochen formulierte Gedanke muß immer wieder überprüft und neu interpretiert werden. Je wichtiger uns ein solcher Gedanke erscheint, desto häufiger müssen wir dies tun. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch Max Weber selbst dieser Auffassung war. Es ist zu hoffen, daß man dieses Buch, welches zur Ehre seines Andenkens geschrieben wurde, trotz der Tatsache, daß es solch kritischem Unternehmen gewidmet ist, als Zeugnis der Verehrung für ihn ansehen wird.

Herrn Professor Heinz Laufer, der so freundlich war, den bibliographischen Anhang zum dritten Essay zusammenzustellen, meinem Übersetzer und Frau Jacqueline Schöneberg, die verschiedene Fassungen des Manuskripts in Maschinenschrift übertrug, möchte ich nicht verfehlen, an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank auszusprechen.

Paris, März/April 1970

Ludwig M. Lachmann

EINLEITUNG

In der Sozialwissenschaft des englischen Sprachraumes ist Max Weber heute kein Fremder mehr. Schon seit über dreißig Jahren – seit Talcott Parsons im Jahre 1937 einen Teil seines Werkes *The Structure of Social Action* einer Interpretation von Webers Gedanken widmete¹ – beschäftigt sich ein nicht abbreißender Strom von Büchern und Artikeln, Übersetzungen und Kommentaren mit dem Werk Max Webers. So ist nun der Zeitpunkt gekommen, da die Weber-Forschung sich in der glücklichen Lage befindet, an den „nächsten Schritt“ denken zu können. Worin soll aber dieser nächste Schritt bestehen? Natürlich gibt es auf diese Frage keine allgemeingültige Antwort. Je nach der sozialwissenschaftlichen Disziplin ist die Situation verschieden. Jeder, der sich mit Weber gründlich beschäftigt hat, wird seine eigenen, von anderen nicht unbedingt geteilten, Ansichten über jene Probleme der ihm vertrautesten sozialwissenschaftlichen Disziplin haben, bei welchen eine Behandlung mit Weberschen Methoden fruchtbare Lösungen verspricht. Die Weiterführung der Gedankengänge Max Webers in der gegenwärtigen Situation ist daher eine Aufgabe, bei der hinsichtlich der Frage, worin sie eigentlich besteht und in welche Richtungen sie zu verfolgen ist, wohl kaum allgemeine Übereinstimmung herrschen wird. Eine solche ist aber auch gar nicht erforderlich.

Zweck dieser Einleitung ist es, zu versuchen, ein Programm für die Fruchtbarmachung bestimmter Ideen Webers auf Gebieten zu entwerfen, die entweder noch unbearbeitet oder durch solche Ideen noch nicht befruchtet sind. In einem solchen Programm kommt natürlich eine bestimmte Ansicht über die relative Bedeutung der verschiedenen Gedankengänge Webers sowie über die Voraussetzungen für den weiteren Fortschritt der verschiedenen Sozialwissenschaften

¹ Talcott Parsons, *The Structure of Social Action*, New York 1937, Teil III, Kapitel XIII–XVIII.

in der spezifischen Situation, in der jede von ihnen sich heute befindet, zum Ausdruck. Es sind das selbstverständliche Dinge, die von Werturteilen abhängen, über welche eine Diskussion nur in sehr begrenztem Maße sinnvoll ist. Wir können in diesem Zusammenhang nicht mehr tun, als die Gründe anführen, die uns zur Wahl dieses besonderen Programmes als eines notwendigen und durchführbaren veranlaßt haben. Dies werden wir in der vorliegenden Einleitung tun und uns dann in den drei folgenden Essays dem Versuch zuwenden, das Programm zu verwirklichen.

Andere würden andere Programme wählen. Wir kennen heute alle den allgemeinen Charakter des Vermächtnisses, das uns Weber hinterlassen hat. Man hat praktisch alle Erbstücke, aus denen es besteht, sorgfältig inventarisiert. Die Frage ist nun, wie wir das Erbe verwenden sollen. Es wäre kaum zu verwundern, wenn die Ansichten der Erben über die bestehenden Investitionsmöglichkeiten geteilt wären.

Es ist eine eigenartige Tatsache, daß Webers Ideen zwar in fast allen sozialwissenschaftlichen Disziplinen ihre Wirkung gehabt haben und daß er zahlreiche Zweige der historischen Wissenschaften beeinflusst hat, daß aber gerade jene Disziplin, mit der er sich hauptsächlich beschäftigte, als er sich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts für methodologische Fragen zu interessieren begann, nämlich die Wirtschaftswissenschaft, heute fast keine Spur seines Einflusses aufweist. Weber schrieb den Sozialwissenschaften die *verstehende Methode* zu. In der heutigen Wirtschaftswissenschaft ist der vorherrschende Denkstil jedoch der eines neoklassischen Formalismus, der von Webers Methodologie ganz unberührt ist und die Neigung hat, es für selbstverständlich zu halten, daß die Methoden der Naturwissenschaften die einzigen wissenschaftlichen Methoden sind, die der Mensch kennt. Wir werden zu zeigen versuchen, warum dies ein Gebiet ist, auf dem die Verbreitung Weberscher Gedanken eine reiche Ernte verspricht.

In den drei folgenden Essays wollen wir das geistige Vermächtnis Max Webers in dreifacher Richtung nutzbar machen:

Erstens, so will uns scheinen, ist eine Überprüfung von Webers Ausgangspunkt nunmehr an der Zeit. In der Geistesgeschichte kann man häufig die Beobachtung machen, daß der konkrete Ausgangspunkt eines Denkers oft zufälligen Charakter hat. Sobald ein Ge-

dankengang vollendet ist, können wir rückblickend häufig feststellen, daß ein anderer Ausgangspunkt besser gewesen wäre. Im Falle Webers dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß unser Erbe eigentlich aus einer Masse von Fragmenten besteht. Als er starb, war sein Hauptwerk, *Wirtschaft und Gesellschaft*, unvollendet. Bei dem Versuch einer Gesamtbeurteilung seines Lebenswerkes sind wir daher nicht in der günstigen Lage, die sich ergibt, wenn man den Ausgangspunkt eines Autors von einem festen Zielpunkt aus beurteilen kann, den der betreffende Autor selbst gewählt hat.

Nun ist bekanntlich Webers Ausgangspunkt, der Grundbegriff seiner Methodologie, der Begriff des *Idealtypus*. Weber wählte diesen Ausgangspunkt im Jahre 1904, ganz zu Anfang seiner Bemühungen um die Durchleuchtung der Methoden der Sozialwissenschaften, und noch bevor er sich überhaupt als Soziologe, und sei es auch nur als künftiger Soziologe, begriff. Wie die anschließenden Debatten ergeben haben, ist der Sinn dieses Begriffes keineswegs eindeutig. Auch sind sein Umfang und seine Anwendbarkeit in keiner Weise auf den Bereich des Sozialen beschränkt. Seine Eignung, als *der* Grundbegriff der Sozialwissenschaft zu dienen, bleibt daher zweifelhaft. Wir werden mit uns zu Rate gehen müssen, ob es nicht vielleicht besser wäre, ihn durch etwas zu ersetzen, das dem menschlichen Handeln und der Gesellschaft enger verwandt ist.

Die zweite Möglichkeit, aus dem uns hinterlassenen Vermächtnis Nutzen zu ziehen, könnte in dem Versuch bestehen, in die uns vorliegende Masse von Fragmenten eine gewisse Ordnung zu bringen. Insbesondere meinen wir, daß ein Versuch in dieser Richtung auf jenen Gebieten wohl angebracht wäre, wo Weber selbst – teils aus Gründen, die in seiner geistigen Herkunft lagen, und zum Teil vielleicht auch aus Mangel an Neigung – zögerte, Verallgemeinerungen so hohen Abstraktionsgrades aufzustellen, daß sie zur Verwendung in einem generellen analytischen Schema geeignet gewesen wären. So finden wir in seinen Werken zwar eine Reihe von Verallgemeinerungen über Institutionen verschiedener Art – Verallgemeinerungen, die sich auf verschiedenen Abstraktionsstufen bewegen –, aber keine allgemeine Theorie der Institutionen. Wir meinen, daß es für Webers Erben nun an der Zeit ist, den Versuch zu machen, diese Lücke auszufüllen. Wir werden daher in unserem zweiten Essay einen Umriss einer solchen allgemeinen Theorie der Institutionen

vorlegen, die, ganz im Geiste Webers, nicht statisch, sondern vor allem dynamisch ist, insofern als wir das Hauptgewicht auf Prozesse des sozialen Wandels, und nicht auf den im Rahmen eines bestimmten sozialen Systems jeweils vorliegenden Zustand legen. Natürlich werden wir unser analytisches Schema weitgehend auf Fundamenten aufbauen müssen, die in Webers Werk zu finden sind.

Die dritte Richtung, in der wir versuchen werden, aus unserem Erbe Gewinn zu ziehen, zielt auf Webers politisches Denken hin. In den Jahren des Ersten Weltkrieges und seiner Nachwehen zeigte Weber reges Interesse an der deutschen Politik. Es ist recht leicht, aus seinen politischen Schriften bestimmte Grundideen herauszudestillieren, z. B. über die moderne parlamentarische Demokratie und die politischen Voraussetzungen einer industriellen Gesellschaft. Wie wir sehen werden, ist es jedoch weniger leicht, manche dieser Ideen mit bestimmten Verallgemeinerungen bezüglich des Wesens der institutionellen Ordnung in Einklang zu bringen, die als Grundelemente einer auf seinem Werk basierenden allgemeinen Theorie der Institutionen hervortreten. Im dritten Essay behandeln wir Max Webers politisches Denken. Insofern als wir dort die Zusammenhänge zwischen seinen Vorstellungen über politische Institutionen untersuchen, bildet der dritte Essay eine Fortsetzung des zweiten. In beiden Aufsätzen besteht unser Ziel darin, Kohärenztests zwischen den verschiedenen Teilen unseres Erbes durchzuführen, um festzustellen, welche der Fragmente zusammenpassen.

Zwei Entwicklungen, die sich in jüngster Zeit auf zwei verschiedenen Gebieten des sozialwissenschaftlichen Denkens geltend gemacht haben, veranlassen uns zu der Auffassung, daß der gegenwärtige Zeitpunkt möglicherweise eine günstige Gelegenheit für einen Versuch bietet, das geistige Vermächtnis Webers nach den oben angedeuteten drei Richtungen hin fruchtbar zu machen. Beide Entwicklungen sind Anzeichen für eine Art Krise oder zumindest für einen schwerwiegenden Rückschlag im Fortschritt der betreffenden Sozialwissenschaft. Die erste betrifft die wachsende Ernüchterung der Wirtschaftswissenschaftler gegenüber jenen „Wachstumsmodellen“, die ihre Wissenschaft im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte in erheblichen Mengen produziert hat. Natürlich ist das Wirtschaftswachstum als Diskussionsthema nach wie vor sehr in Mode. Aber man beginnt doch allmählich zu erkennen, daß Wachstumsprozesse ihrem Wesen

nach Prozesse des geschichtlichen Wandels sind, daß sie von einer Vielzahl von Kräften, die nicht alle wirtschaftlicher Natur sind, hervorgerufen werden und daß – was auch immer die beste Methode zu ihrer Untersuchung sein mag – es unmöglich ist, die bunte Vielfalt der beteiligten Kräfte auf ein einziges einfaches analytisches Modell zu reduzieren. Insbesondere kann der Begriff des Gleichgewichts, den die Wirtschaftstheoretiker seit langem als den Angelpunkt ihres analytischen Apparates zu betrachten gewohnt sind, hier keine Anwendung finden.

Eines der Ergebnisse der Diskussion, die zu dieser skeptischen Schlußfolgerung geführt hat, ist für uns von besonderem Interesse. In einer von Ungewißheit beherrschten Welt, in der der Ausgang jeder menschlichen Handlung nur – mit mehr oder minder großer Verlässlichkeit – erraten werden kann, wird jedes der verschiedenen Wirtschaftssubjekte (z. B. Bauern, Kaufleute und Industrieunternehmer) Pläne verfolgen, die durch bestimmte Erwartungen bezüglich zukünftiger Ereignisse veranlaßt sind. Diese Erwartungen – und daher auch die an ihnen orientierten Pläne – werden divergieren. Wenn aber verschiedene Menschen in bezug auf ein zukünftiges Ereignis unterschiedliche Erwartungen hegen, dann kann bestenfalls nur einer von ihnen recht haben, während die anderen notwendigerweise im Irrtum sind. Das heißt, daß einige der Pläne, die ihren Erwartungen Ausdruck geben, fehlschlagen müssen und daß von dem nach diesen Plänen investierten Kapital sich einiges als fehlinvestiert erweisen wird. Daher kann es so etwas wie „Gleichgewichtswachstum“ nicht geben, denn dieses ist natürlich mit Fehlinvestitionen unvereinbar².

² Zu einer ähnlichen Entwicklung ist es in jüngster Zeit in der Geldtheorie gekommen, einem Bereich der Wirtschaftswissenschaft, der oft Hinweise auf künftige Entwicklungen auf anderen Gebieten dieser Disziplin liefert. „Das Geld ist kein Mechanismus, sondern eine menschliche Institution, ja eine der bemerkenswertesten menschlichen Institutionen. Selbst die einfachsten Formen des Geldes, selbst die Metallmünzen, ja sogar die Verwendung ungeprägter Metalle als Geld, die den Münzen voranging – nichts davon kann ohne ein Mindestmaß an Vertrauen funktionieren . . . In den frühen, primitiveren Stadien liefern mechanische Theorien (wie die Quantitätstheorie) eine ziemlich gute Annäherung an die Funktionsweise des Geldes, aber die Subtilität der monetären Wirklichkeit hat sich inzwischen ständig erhöht und die Theorie hat große Mühe gehabt, mit dieser Entwicklung Schritt zu halten.“ (John Hicks, *Critical Essays in Monetary Theory*, Oxford 1967, S. 59.)

Die Erkenntnis dieser Tatsachen bedeutet eine Widerlegung des neoklassischen Formalismus, der das nationalökonomische Denken der letzten Jahrzehnte beherrscht hat. Nach dem Vorbild der Naturwissenschaften hat er das wirtschaftliche Leben als System miteinander in Wechselwirkung stehender „Kräfte“ darzustellen versucht, d. h. formaler Entitäten, die als Variable betrachtet werden können, wobei der zwischen diesen bestehende Komplex von Beziehungen als System simultaner Gleichungen ausgedrückt werden kann. Es gibt – und zwar notwendigerweise – in einem solchen formalen System zwar einen Platz für menschliche Dispositionen, d. h. für menschliche Präferenzen. Ein jeder hat für Güter und Dienstleistungen eine bestimmte Präferenzskala. Aber für echtes menschliches Handeln zum Unterschied von bloßen Reaktionen auf Ereignisse ist hier überhaupt kein Platz und kann auch gar keiner sein.

Aus eben den gleichen Gründen, aus denen diese Entwicklung die Formalisten beunruhigt, werden Anhänger Webers sie begrüßen. Auf einem Gebiet, das viele Jahrzehnte lang in dieser Hinsicht wenig erfolgversprechend aussah, erscheint der „methodologische Individualismus“, wie er von Weber vertreten wurde, nunmehr als vindiziert. Wenn nachgewiesen werden kann, daß der Verlauf wirtschaftlicher Prozesse von bestimmten Eigenschaften individueller Pläne abhängt, z. B. vom Grad ihres Divergierens oder Konvergierens, dann sind diese Pläne und die Bedeutung, die die Planer ihnen beimessen, wichtige Faktoren und müssen bei allen Versuchen, solche Prozesse zu erklären, berücksichtigt werden. Bei der Untersuchung des menschlichen Handelns bestehen daher gute Gründe, dem Plan, der das Handeln lenkt und leitet, sorgfältiges Augenmerk zu schenken.

Die zweite der beiden vorhin erwähnten Entwicklungen ist das keineswegs eindeutige Ergebnis der langen Diskussion über den Wert des „strukturellen Funktionalismus“ in der Soziologie. Einerseits ist es offensichtlich unmöglich, jede uns geschichtlich gegebene Gesellschaft in irgendeinem strikten Sinne des Wortes als „soziales System“ zu betrachten. Man wird immer finden, daß die Erfolge bestimmter geplanter Handlungen von Individuen miteinander unvereinbar sind. Wenn wir dagegen unter einem sozialen System nichts weiter verstehen als einen Komplex sozialer Beziehungen, dann wird dieser Begriff so umfangreich, daß er unbrauchbar ist.

Bekanntlich war Weber ein Gegner aller jener Richtungen, die zu seiner Zeit die Vorläufer der heutigen Funktionalisten waren. Er war der Ansicht, daß alle biologischen und ähnlichen Analogien in den Sozialwissenschaften bestenfalls als interessante Hypothesen zu werten seien, als mehr oder minder anregende heuristische Behelfe, die in jedem Falle eine unabhängige Verifikation ihres Modus operandi erforderten. Eine auf dem festen Fundament des zweckgeleiteten Planens und Handelns aufgebaute praxeologische Theorie der Gesellschaft, wie sie sich aus dem Werk Webers ergibt, verträgt sich ganz offensichtlich nicht mit einer funktionalistischen Sicht des sozialen Lebens.

Andererseits gibt es aber zweifellos Formen der Komplementarität im sozialen Leben, und insbesondere fallen sie bei den Institutionen ins Auge. Schließlich war ja auch eines der Hauptanliegen Webers die Durchleuchtung des verwickelten Netzwerkes von Beziehungen zwischen Institutionen verschiedener Art – religiösen, politischen, wirtschaftlichen, juristischen usw. – in verschiedenen Gesellschaften, auch wenn es ihm dabei zumeist um vergleichend-historische Betrachtungen ging. Von einem sozialen System im Sinne eines Komplexes sozialer Kräfte, die auf unbegrenzte Zeit so funktionieren, daß sie sich ständig in ihrer Wirksamkeit erhalten, ja selbst in bescheidenerem Rahmen von einer *institutionellen Ordnung* im Sinne einer vollkommenen Komplementarität der verschiedenen Typen von Institutionen zu sprechen, mag voreilig sein. Aber das Bild eines Chaos bieten die Institutionen der Gesellschaft auch nicht. Das Muster, das ihre Beziehungen aufweisen, ist nicht vollkommen undurchsichtig, auch wenn es verwickelt ist. Es ist unserem Denken möglich, unter den verschiedenen Institutionen ein gewisses Ausmaß an erfaßbarer Ordnung selbst dort wahrzunehmen, wo das Muster der zwischen ihnen bestehenden Beziehungen sehr lückenhaft und unregelmäßig ist.

Die erste Aufgabe, die sich aus der Verwirrung und Ausweglosigkeit ergibt, die mit der bisherigen Diskussion über den strukturellen Funktionalismus einhergegangen ist, besteht daher darin, eine Theorie der Institutionen aufzustellen, die deren vollkommene Komplementarität nicht als selbstverständlich betrachtet, aber doch mit Sorgfalt jene Merkmale der in der wirklichen Welt existierenden Institutionen untersucht, die einen gewissen Grad an Komplemen-

tarität aufzuweisen scheinen. Die zweite Aufgabe wird dann sein, die so erzielten Ergebnisse im Hinblick auf die Möglichkeit zusammenzufügen, daß genügend Anzeichen für eine Komplementarität vorliegen, um uns die Verwendung des Begriffes einer *institutionellen Ordnung* zu gestatten; auf dieser Grundlage wird dann die Theorie aufzubauen sein.

Schließlich aber – und damit ist eine dritte Aufgabe gestellt – müssen wir untersuchen, wie eine solche Ordnung, falls ihr Bestehen nachweisbar ist, Prozessen des sozialen Wandels gegenüber sich verhält; wie es ihr gelingt, in einer Welt der Ungewißheit Kohärenz mit Flexibilität zu verbinden.

Es scheint uns, daß hier wiederum, wie im oben erwähnten Falle der Widerlegung der Gleichgewichtsökonomik, die aus Webers Werk schöpfenden Denker den Schlüssel in der Hand haben, der vielleicht die Tür aufspringen lassen wird, die dem Fortschritt den Weg bisher versperrt hat. Institutionen sind gewiß etwas sehr Wichtiges, aber ihre Wirkungsweise muß von einer festgefügtten praxeologischen Basis aus untersucht werden, anstatt daß man sie aufgrund irgendeiner zweifelhaften biologischen Analogie als bekannt voraussetzt.

Wir haben diese beiden auf unterschiedlichen Gebieten des sozialwissenschaftlichen Denkens festzustellenden Entwicklungen erwähnt, um zu zeigen, daß wir aus der ersten der beiden einen neuen, auf der verstehenden Methode beruhenden, Ausgangspunkt für eine Theorie des Handelns gewinnen können, nämlich *den Plan*, während die zweite uns einen Hinweis auf die Richtung gibt, in der eine auf Weberschen Fundamenten errichtete allgemeine Theorie der Institutionen zu suchen sein wird.

Der erste Essay, „Die verstehende Methode“, ist ein Versuch, einen neuen Ausgangspunkt für eine Theorie des Handelns zu finden, die sich an dem Weberschen Gedanken ausrichtet, daß sich der Sinn menschlicher Handlungen aus den von den Handelnden verfolgten Zwecken herleitet. Dabei müssen wir zunächst ein Mißverständnis bezüglich der Herkunft der verstehenden Methode aufklären. Talcott Parsons hat sie mit der Tendenz der idealistischen Philosophie in Verbindung gebracht, raum-zeitlich beobachtbare Ereignisse als konkrete „Emanationen“ unvergänglicher Kräfte zu sehen, welche als die „eigentlichen“ Träger allen Wandels gelten³. Aber so stark auch

³ Talcott Parsons, aaO, Teil III, Kapitel XIII: „The Idealistic Tradition.“

der Zusammenhang mit dieser Philosophie bei manchen anderen deutschen Denkern des 19. Jahrhunderts gewesen sein mag, wir bezweifeln, ob es sinnvoll ist, Weber und seine verstehende Methode auf diesen Hintergrund hin zu deuten. Erstens lehnte Weber alle Formen des „Emanationismus“ als Methoden der Sozialwissenschaft scharf ab. Zweitens haben die Ursprünge der verstehenden Methode überhaupt nichts mit irgendeiner philosophischen Richtung zu tun. Es handelt sich hier vielmehr einfach um die traditionelle Methode der Philologie, der sich die Philologen aller Zeiten immer dann bedient haben, wenn sie sich mit der Interpretation von Texten beschäftigten. Wenn man über den Sinn einer Stelle im Zweifel ist, versucht man festzustellen, was der Autor „damit gemeint hat“, d. h. welchen Gedanken und Vorstellungen er Ausdruck zu geben versuchte, als er die Stelle schrieb. Dies, und nicht ein Axiom der idealistischen Philosophie, ist der wahre Ursprung der verstehenden Methode. Es liegt auf der Hand, daß es möglich ist, diese klassische Methode der Philologie auch auf menschliche Handlungen anzuwenden, die keinen schriftlichen Niederschlag gefunden haben. Das haben alle Historiker, ob sie nun philosophisch orientiert waren oder nicht, stets getan. Diese „positive“ Methode der deutschen historischen Schule übernahm Weber und paßte sie seinen Zwecken an.

Es erhebt sich nun die Frage, ob es ratsam wäre, diese Erkenntnis-methode zugunsten der Methode der modernen Naturwissenschaften völlig aufzugeben. Wie wir bei Sir Karl Popper lesen, erfolgt die Erklärung von Ereignissen in den Naturwissenschaften so, daß von allgemeinen Gesetzen ausgegangen wird und von der Auswirkung der durch diese Gesetze beschriebenen Kräfte auf eine „Ausgangssituation“ A, die durch eben diese Kräfte in die darauffolgende Situation B verwandelt wird. Wissenschaft treiben heißt versuchen, hypothetische Gesetze zu formulieren, die dann durch Aufstellung von Vorhersagen über die Transformation von Ausgangssituationen nachzuprüfen sind.

Unsere Methodenwahl muß sich danach richten, ob sich die Erscheinungen, an denen wir interessiert sind, nämlich die Phänomene des zwischenmenschlichen Verhaltens, ohne Gewaltsamkeit in diesen Kategorien behandeln lassen.

Was allgemeine Gesetze betrifft, so zweifelt niemand daran, daß auch der Mensch ihnen unterliegt. Die Frage, vor der wir stehen,

lautet nicht, ob es solche Gesetze gibt, sondern, ob jene, die es gibt („Alle Menschen müssen essen, um leben zu können“), sehr viel zu unserem Verständnis der Art und Weise, wie sich soziale Situationen verändern, beitragen. Was die Ausgangssituationen betrifft, so kann keine menschliche Situation jemals ausschließlich durch auf Beobachtbares bezogene Begriffe definiert werden, weil alles menschliche Handeln sich auch auf eine unbekannte und unerkennbare Zukunft richtet. Die gleiche „objektive“ Situation können zwei Kaufleute, z. B. zwei Partner einer Firma, sehr wohl mit verschiedenen Augen betrachten, woraus sich dann ergeben kann, daß sie unterschiedliche Aktionen für wünschenswert halten. Das menschliche Handeln kann man nicht als bloße Reaktion auf einen Stimulus ansehen. Um es zu verstehen, muß man das Bild der Zukunft verstehen, das die Handelnden in ihrem Bewußtsein tragen. Jede Ausgangssituation – wie sehr wir uns auch bemühen mögen, sie präzise und objektiv zu definieren – kann sich daher plötzlich, ohne Einwirkung äußerlicher Kräfte von der Art, wie sie nach einem allgemeinen Gesetz wirken, in eine ganz andere Situation verwandeln, nur weil es sich die handelnden Individuen „anders überlegt haben“⁴. Die Anwendbarkeit der so oft als die einzig richtige gepriesenen Methode der Naturwissenschaften auf das menschliche Handeln bleibt daher notwendigerweise im Zweifel. Es erscheint ratsam, sich auch andere Wege offenzuhalten.

Wir erwähnten oben, daß der Webersche *Idealtypus* als Grundbegriff einer Theorie des Handelns, die zweckvolles Handeln zu verstehen sucht, von eher zweifelhaftem Wert ist. Die Diskussionen, die zur Klärung der diesem Begriff anhaftenden Unklarheiten geführt wurden, sind ziemlich ergebnislos geblieben, abgesehen davon, daß mehr oder minder allgemeine Einigkeit darüber herrscht, daß der Begriff viel zu weit ist, um brauchbar zu sein. Bei Weber selbst war der Idealtypus eigentlich als eine Art Zollstock gedacht, als Meßinstrument, mit Hilfe dessen in eine Masse von Fakten Ordnung

⁴ Daran ändert sich auch nichts, wenn man von „Dispositionen“ spricht und diese den Daten der Ausgangssituation hinzufügt. Natürlich ist es möglich, daß einer der beiden Kaufleute Optimist und der andere Pessimist ist. Aber das muß nicht der Fall sein. Es ist nämlich auch denkbar, daß sie zunächst denselben Standpunkt einnehmen und es sich dann anders überlegen, oder zumindest könnte einer von ihnen dies tun.